

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 89 (1980)
Heft: 6

Artikel: Trockenübungen für den Ernstfall
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-556539>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Trockenübungen für den Ernstfall

In der letzten Ausgabe berichteten wir über den Informationstag für die Presse, der vom Rotkreuzdienst im Militärspital Mittelgösgen durchgeführt wurde. (Nr. 5/1980, Seite 13). Hier kommen nun RKD-Schwestern zu Wort. Wie sieht der Dienst für sie aus?



Lehrtalent auf der einen und Lernfreude auf der andern Seite erlauben es, auch in der kurzen zur Verfügung stehenden Ausbildungszeit den Sanitätssoldaten die nötigen pflegerischen Kenntnisse zu vermitteln.

«Nachtwache»

Als ich gebeten wurde, ein Erlebnis aus unserem Ergänzungskurs in Mittelgösgen zu erzählen, kamen mir Menschen wieder in den Sinn, Gespräche, Diskussionen, Begegnungen und manch komische, lustige, interessante oder auch fragwürdige Situation dieser Tage. Rückblickend ist mir bewusst geworden, dass ich sehr froh bin um alle Erfahrungen, die ich im Dienst gemacht habe. Nicht zuletzt auch, weil der EK in eine Zeit fiel, in der die weltpolitische Lage gespannt und ernst war.

In bester Erinnerung ist mir die Nachtwache geblieben. Ein sonniger, war-

mer Nachmittag stand uns zur freien Verfügung. Wir lagerten uns auf der Wiese vor dem Schulhaus, schliefen, lasen oder redeten miteinander. In vollen Zügen genoss man den Tag, besonders weil man endlich für einige Stunden aus der unterirdischen Spitalwelt entlassen war.

Nach dem Nachtesen legten sich alle schlafen. Gegen zehn Uhr wurden wir geweckt. Müde und ausgerüstet mit Kaffee und Vorräten aus «Fresspaketen» fand man sich auf der Abteilung ein. Die ganze Spitalbesatzung war einsatzbereit. Ich selber arbeitete auf der Pflegeabteilung. Sogleich wurde Kaffee aufgesetzt, man verpflegte sich mit Süßigkeiten und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Plötzlich wurden die ersten Patienten auf Bahren hereingetragen. Es waren vor allem Verbrennungspatienten, Polybletzierte und Schockierte, jedoch meist mit lachenden Gesichtern und eifrigem Mundwerk. Leichten Fußes standen sie von der Bahre auf und legten sich selbst ins Bett. In aller Eile wurden Blutdruck, Puls und Temperatur gemessen, Verbände angelegt, Extremitäten gelagert, Infusionen gesteckt und Überwachungsblätter beschriftet. Der Stationsarzt befasste sich schon beim Eintritt der Verletzten mit dem Austrittsbericht, mit Krankengeschichten und Verordnungen, und ein eifriger Sanitätssoldat kämpfte sich mit dem Blutdruckmesser ab: «Einfach schwierig, den systo-

Echt oder unecht?

Was! . . . in Gösgen, da steht doch das AKW . . . Es folgen ein paar Denksekunden, dann: Habt ihr RKDs auch Schutzmasken? (Klar haben wir!) Worauf sich die kurze Welle der Bedenken im Freundeskreis wieder legt.

Ja, das Atomkraftwerk, ich muss sagen, als Laie macht einem das Ding schon einen mächtigen Eindruck, wie es da so eine Dampfwolke nach der andern vor sich her zum Himmel schiebt Unwillkürlich sagt man sich: Wenn das nur gut geht! Nun, soweit wir es beurteilen können, ist es gut gegangen.

Zum Ergänzungskurs, der als Ausbildungs-EK gedacht war

Das Wort «Ausbildung» klingt recht gut und bedeutungsvoll, doch es in die «Tat» umzusetzen, ist nicht immer einfach, wenn man bedenkt, dass die Soldaten

- aus völlig anderen Berufsgebieten kommen
- nicht unbedingt Interesse für dieses Ausbildungsprogramm mitbringen
- in jedem EK «dasselbe hören»
- für die vorgesehenen Stunden oftmals nicht zugegen sind infolge anderer Befehle, Wache usw. (was ja auch sein muss)

dass wir Schwestern

- in der «Verkaufpsychologie» für unsere Themen unvorbereitet in den EK kommen

- während der Instruktion mit sehr vielen Fragen konfrontiert werden, die uns selber nie eingefallen wären, vor allem dann, wenn echt Interessierte unter den Soldaten sind, für die man meist zu wenig Zeit hat
- das, was wir in drei Jahren gelernt haben, den Soldaten – so sieht es fast aus – in 14 Tagen beibringen sollten.

Es gäbe noch mehr zu sagen, zu philosophieren, aber lassen wir das!

Zur Übung des Ernstfalls

Ich muss schon sagen, einen Nicht-Ernstfall ernst zu nehmen, ist in der Tat nicht einfach. Es erfordert doch ein gewisses schauspielerisches Talent, um sich ganz und gar in eine andere Rolle versetzen zu können. Eine gewisse Erfahrung im Kranksein und eine kleine Vorstellung davon, wie man jemanden pflegen würde, sind Bedingungen für das Gelingen einer solchen «Aufführung».

Ich kann Ihnen sagen, da kommen so unerwartete Naturtalente in Sachen Theaterspielen bzw. Kranksein zum Vorschein, dass auch wir Berufserfahrenen uns manchmal verlegen an den Kopf greifen und uns im tiefsten Innern etwas hilflos fragen: Ist das jetzt wohl gar ein Echter oder doch nur ein talentierter «Pseudo»? Nun, wie könnte es auch anders sein, schliesslich wird auch dieser «Fall» gelöst: es war alles Theater.

Beim «Trockenüben», das heisst ohne Patient, geht meist alles recht gut.

Überraschungen gibt es erst, wenn Patienten kommen, was im übrigen die Sache auch viel spannender macht. Mit «Unechten» echt umzugehen, das haben wir jetzt geübt. Wenn aber plötzlich einer im Bett liegt und behauptet, er sei ein «Echter», dann ist man skeptisch und will ihm das einfach nicht glauben.

Der Arme hatte seine liebe Not mit dem Pflegepersonal. Er gab sich alle Mühe, uns von der Echtheit seines Leidens zu überzeugen, doch dann erklärte er etwas resigniert: «Ach, es hat ja keinen Sinn, die auf dem Notfall haben mir auch nicht geglaubt, sie haben mir erklärt, sie hätten jetzt nur Schussverletzungen und Frakturen, aber keine Grippe mit Halsweh», und er fügte noch hinzu: «Zum Glück ist der EK bald vorbei, dann kann ich mich pflegen.»

Ich brauche sicher nicht zu sagen, dass uns dieser letzte Ausspruch vollends zur Überzeugung brachte, dass doch etwas an der Sache sein müsse. Der Arzt schaute in den Hals, stellte eine Angina fest. Wir gaben dem Soldaten eine zweite Wolldecke gegen die empfindliche Kälte im Luftschuttkeller des Spritzenhauses der Gemeinde Lostorf, wo er einquartiert war, und nachdem er noch ein Alcacyl erhalten, empfahlen wir ihm das Krankenzimmer. Der echte Kranke kam zur Feststellung, dass es ihm noch in keinem EK so gut gegangen sei wie diesmal bei uns.

Sehen Sie, es gibt doch auch schöne Stunden im Militär . . . !

lischen und den diastolischen Ton zu hören!»

Auf der Abteilung ging es äusserst lebhaft zu und her, und zuerst war die Situation etwas unübersichtlich. Doch schon nach zwei Stunden legte sich der Sturm, einige Patienten schliefen bereits. Personal und Kranke sind sich einig: es wird eine ruhige Nacht sein. Die letzten Betten wurden von übermüdeten Soldaten, Ärzten und Schwestern belegt. Im Korridor sassen wir zu dritt auf einer gerollten Blache, assen Käse und Brot und sprachen über dieses und jenes, bis uns die Augen weh taten vom kalten Licht der Neonlampen.

Im dunkeln Krankenzimmer suchte ich mir ein leeres Bett. Alles schlief,

man hörte nur tiefe Atemzüge und die unklaren Worte eines Träumenden. Im Bett mir gegenüber schlief auffallend unruhig unsere Detachementsführerin. Manchmal setzte sie sich gar im Bett auf, wahrscheinlich von der Sorge gequält, es könnte irgendwann zu nächtlicher Stunde ein Rapport stattfinden, den man natürlich keinesfalls verpassen darf.

Fasziniert von dieser eigentümlichen Stimmung lag ich lange wach und dachte an andere, wahre Nachtwachen im Zivilspital. Plötzlich schreckte ich (an Nachtarbeit gewöhnt) aus dem leichten Schlummer auf, jemand hatte geklingelt. Ich drehte im Saal die Runde – das Spiel muss schliesslich zu Ende gespielt werden –, doch konnte

ich nur feststellen: es ist nichts, vielleicht ein Nachtwandler.

Gegen vier Uhr traf man schon wieder vereinzelt müde Gestalten in den Gängen. «Weisst du wie es weitergeht», fragte man einander, doch wusste niemand Antwort. Träge schlichen die Morgenstunden dahin. Glücklicherweise stand für Frühaufsteher Kaffee bereit.

Plötzlich kam Befehl, alle Patienten müssten in die umliegenden Spitäler verlegt werden. Das Haus war sofort hellwach. Das Frühstück wurde den Patienten im Bett serviert, dann wurden sie, mit ihren Papieren versehen, von den Trägern abgeholt. Und für uns hiess es: Abteilung bereitmachen für einen neuen «Massenandrang».